



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schroeder: Kriegsgetreide-Fürsorge

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Kriegsgetreide-fürsorge

Von Güterdirektor der Stadt Berlin Schroeder



Es dürfte wenig ernsthafte Männer in Deutschland geben, welche nach den Erfahrungen dieses Krieges dem Gedanken widerstreben, für künftige ähnliche Fälle noch besser vorzusorgen. Dazu würde einmal die Möglichkeit gehören, die genügende Menge an menschlicher Nahrung im Lande zu erzeugen, zum anderen die, im rechten Augenblick auch die Verfügung über sie zu haben.

Die Möglichkeit, die nötige Menge an Nahrungs- und auch Futtermitteln im Lande zu erzeugen, ist jetzt so oft behandelt worden, daß ich mich mit ihrer Erörterung nicht länger aufhalten will. Daß das in Deutschland vorhandene Ödland zur Versorgung ausreicht, ist sachlich längst nachgewiesen worden. Warum waren aber diese Ländereien bisher ertraglos? Weil sich die Urbarmachung unter den jetzigen Preisverhältnissen landwirtschaftlicher Erzeugnisse und menschlicher Arbeit nicht lohnte. Wird das nunmehr mit einem Schlage anders werden? Ich fürchte nein! Wer soll also die Zudrüsen leisten? Der Staat? Der Ödlandbesitzer? Die nährbedürftigen Städte?

Es wird nicht unterlassen werden können, durch eine bessere Belehrung der Bevölkerung an Ort und Stelle alle die bisher ertraglosen Ländereien, welche die Kultur lohnen, aber nicht als geeignet erkannt worden sind, zu Rußländereien herzurichten, zum Beispiel an sich fruchtbare aber ersoffene Ländereien, Waldungen, die auf fruchtbarem, nur zweckmäßig zum Ackerbau herzurichtendem Grunde stocken, sandige, scheinbar unfruchtbare Flächen, bei denen es gilt, den jetzt zu tief unter der Oberfläche stehenden, an sich fruchtbaren Boden durch Tiefkultur herauszuholen und andere mehr.

Daß es solche Ländereien in Fülle gibt, wissen wir von denjenigen Landesteilen, welche schon geologisch-agronomisch kartiert sind, von noch größeren Flächen, die nicht kartiert sind, können wir ähnliches vermuten. Die geologisch-agronomischen Untersuchungen und Karten müssen also zunächst einmal fertiggestellt werden.

Ganz ohne Zwang wird es bei der Urbarmachung von Ödland dem Privatbesitzer gegenüber wohl nicht mehr abgehen. Bei Ländereien, die nur der sachlich richtigen Behandlung bedürfen, um einen Reinertrag abzuwerfen, ist dies wohl kaum jemand zuwider. Die von Grund auf nicht ertragsfähigen

Ländereien aber ertragsfähig zu machen, wird den öffentlichen Körperschaften, die es angeht, zugemutet werden müssen, und es wird nicht zu umgehen sein für jeden Bezirk einen Plan aufzustellen, nach welchem im Laufe des nächsten Menschenalters zu verfahren ist. Als Mitwirkende bei der Herrichtung von Ödland zu Acker, Wiese oder Weide werden auch die Städte das ihrige zu leisten haben. Sie werden in der glücklichen Lage sein, die ihnen entstehenden Kosten sich von jedem erstatten zu lassen, der bei ihnen zuzieht. Ob sie dabei den Wohlhabenden mehr, den Unbemittelten weniger heranziehen, ist Sache besonderer Erwägung.

In Groß-Berlin werden für den Kopf der Bevölkerung jährlich etwa 66 Kilogramm Gemüse ohne Kartoffeln verbraucht. Das sind rund 40 Quadratmeter Rieselfeldgemüseanbau. Da der Gemüsebau auf Rieselfeld mindestens die Betriebskosten aufbringt, sind an Ankaufs- und Herstellungskosten für Rieselfeld 20 bis 30 Mark von jedem Zuziehenden einmal zu bezahlen, um sich „sein“ Gemüse zu „erstützen“. Ödland ist nun zwar nicht gerade gutes Rieselfeld, aber es wird es doch im Laufe der Jahre in den meisten Fällen. Die anderen Abwässer-„Beseitigungs“ (so heißt es ja leider allgemein noch, es muß aber in Zukunft heißen „Ausnutzungs“-) Systeme hätten künftig den Gesichtspunkt der Stadtversorgung genau so behördlich in Auftrag zu bekommen wie sie heute die Probe der gesundheitlich einwandfreien „Beseitigung“ zu bestehen haben.

An Hausmüll, Straßenlehricht und dergleichen fallen auf Kopf und Jahr der Bevölkerung mindestens ein halber Kubikmeter. Es steht fest, daß elendester trockener Sandboden, wie er zum Beispiel um märkische Städte zu Tausenden von Hektaren ertraglos liegt, mittels Einverleibung von $\frac{1}{2}$ bis 1 Kubikmeter derartiger Abfallstoffe auf den Quadratmeter anbaufähig wird, und zwar nicht nur für die verhältnismäßig anspruchslöse Kartoffel, sondern auch für die meisten viel anspruchsvolleren Früchte. Davon kann sich jeder, der es will, bei Berlin auf einem Nachmittagsausflug überzeugen. Für Berlin ergibt das 160 bis 200 Hektar (600 bis 800 Morgen) derart jährlich zu gewinnendes Kulturland. Im Vergleich zu den Kosten, die jetzt entstehen, um die Abfälle zu scheußlichen Bergen aufzuhäufen, sind die Ausgaben (mit 0,80 bis 1,— Mark je Kubikmeter), bei richtiger Heranziehung der jetzt schon zur Verfügung stehenden und künftig unschwer zu schaffenden Verkehrsmöglichkeiten (Nachtstraßenbahn, Feldbahn und deren Zusammenarbeiten mit der Wasserbeförderung), für die direkte Beförderung auf die passenden Ländereien, die ja im Privatbesitz verbleiben können, nicht wesentlich höher. Der Kartoffelverbrauch in Berlin beträgt — an dem Überschuß der Jahreszufuhr gegen die Ausfuhr gemessen — etwa 100 Kilogramm auf den Kopf. Bei mäßiger Ernte (150 Doppelzentner je Hektar) gehören 66 Quadratmeter dazu, die an Kulturkosten (1,50 Mark — 1 Quadratmeter je Kubikmeter) ein „Einbürgerungsgeld“ von rund 100 Mark beanspruchen würden. In Berlin würden bei 160 bis 200 Hektar alljährlich 24000 bis 30000 Menschen neu zuziehen können, deren Kartoffelbedarf auf diese Weise

mit Neuland gedeckt wäre. Die jetzt lagernden Riesenernte gestatten für längere Zeit einen gehörigen Aufschlag auf diese Zahl zu machen; die Abfuhr könnte bei derselben Körperschaft verbleiben, der sie jetzt obliegt.

Daß die jetzt so leicht eingeführte Art der sofortigen Verfütterung der Speisereste der Haushaltungen der Städte in den Frieden hinübergenommen wird, ist wohl so selbstverständlich, daß kein Wort darüber zu verlieren sein dürfte. Freilich erfüllt sich der Städter damit nur eine Fleischgabe von einem Pfund Schweinefleisch für die Woche, aber sie ist doch reiner Gewinn.

Die Hauptsache wird immer die Brotversorgung sein.

Man spricht vom Getreidemonopol. Der Gedanke einer derartigen notgedrungenen bürokratischen Einrichtung erscheint wenig angenehm, wohl aber dürfte es ohne eine ähnliche, natürlich friedensmäßige Einrichtung, wie die jetzige Kriegsgetreidegesellschaft es ist, künftig nicht abgehen. Wenn die Spirituszentrale in gemeinsamer Arbeit mit allen alkoholverarbeitenden Industrien in der Landwirtschaft ihre Lebensfähigkeit erwiesen hat, warum sollte eine ähnliche Verbindung von Rohherzeugern (Getreidebauern) und Verarbeitern auf das Brotgetreide bezogen, nicht lebensfähig sein? Freilich besteht ein grundlegender Unterschied darin, daß die Alkoholverzeugung und Verarbeitung meist in Betrieben geschieht, die man nicht mehr, selbst in ihren kleinsten Anlagen, als Kleinbetrieb bezeichnen kann, die vielmehr an dem Getreidebau gemessen überwiegend Großbetriebe sind. Es muß also versucht werden, durch technische Einrichtungen den landwirtschaftlichen Mittel- und Kleinbetrieb heranzuziehen. Grundsätzliche Bedenken kann ich aber nicht finden. Im Getreidebau ist der Großbetrieb dem Kleinbetriebe überlegen und dieser sieht sich mehr und mehr gezwungen, sich die Einrichtungen des Großbetriebes (Getreidebindemaschinen, Kraftdreschmaschinen usw.) zu Nutzen zu machen, wenn anders er auch lebensfähig sein will. Denn bei dieser Erzeugung kommt es mehr wie bei jeder anderen in der Landwirtschaft auf Herabdrückung der Herstellungskosten an. Das ist aber dem Großbetriebe im letzten Jahrzehnt entschieden erreichbar gewesen. Ich will als Beispiel nur zwei Einrichtungen anführen. Die Riesendreschmaschine liefert heute in zehn Arbeitsstunden je nach Art des Getreides dreihundert bis fünfhundert Doppelzentner Getreidekorn, die ehemalige Dampfdreschmaschine hundert bis hundertundfünfzig Doppelzentner, und zwar mit zwölf Arbeitern gegen vierundzwanzig. Die Tonne kostet an Arbeitslohn 5 Mark gegen 10 Mark und die Maschine bringt ihre Zinsen schon bei einer nicht bedeutend höheren Gebrauchszeit auf. Dazu gibt sie die Möglichkeit, die Ernte nicht unwesentlich früher zu beginnen, sie durch Erdrusch vom Felde fort zu sichern und an den die Landwirtschaft so ungünstig belastenden Gebäuden erheblich zu sparen, da das gepresste Stroh nur den vierten Teil Raum einnimmt, wie Getreidegarben. — Der neuzeitliche Getreidespeicher aber nimmt ungesacktes Getreide, wie es diese Maschine ohne Hilfe der menschlichen Hand lose in den Wagen laufen läßt, in fast jedem Feuchtigkeitsgrade auf und setzt damit die Erntearbeit unter Dach

und Fach fort, das heißt sichert die bekanntlich an sich nicht lagerfeste deutsche Getreideernte vollkommen. Die Erfahrung aber, zum Beispiel der Stadt Berlin auf ihren Gütern, erweist die volle Verzinsbarkeit der Speichieranlagekosten bei zweimaligem Umschlage allein aus der Ersparnis an Handarbeit bei der Verarbeitung des erdroschenen Kornes an einer Stelle, statt sonst an fünfundzwanzig. Die Ersparnisse betrugen im Laufe von fünf beziehungsweise sieben Jahren nochmals über 5 Mark die Tonne. Die Erntesicherung und die höhere Verwertungsmöglichkeit aber allein und ohne diese 10 Mark für die Tonne lassen solche Anlagen als eine der besten Kapitalanlagen in der Landwirtschaft erscheinen.

Was liegt also für ein Grund vor, nicht auch bei uns ein Verfahren durchzuführen, welches Amerika aus anderen Verhältnissen heraus geboren hat, und welches Rußland seit zehn Jahren auszudehnen sich mit Erfolg bemüht, wie die Borg- und Getreidegeschäfte mit England beweisen? Wir würden dann freilich dazu kommen müssen, in ähnlicher Weise wie wir Gesamtarbeiterverbände und andere mehr im Lande haben, auch Gesamternteverbände zu schaffen. Zu beteiligen sind außer Staat, Gemeinde und Gut die getreideverarbeitenden Industrien. Auf jedem Gute und in jeder Gemeinde wird sich dann eine solche Riesendreschanlage befinden, die zu festem Lohnsätze möglichst in der Ernte vom Felde fort den Ernteteil erdrischt, den jeder Getreidebauer dem Ernteverbande abzuliefern hat. Für jede zweitausend Hektar Getreideanbau land — also in wirtschaftlicher Entfernung liegend (drei Ackerwagen oder Feldbahn mit je dreißig bis vierzig Doppelzentner losem Getreide sind dem gerade Dreschenden nur nötig, die drei Stunden Lieferzeit bedeuten) — ist ein derartiger, einen Teil der Ernteeinrichtung bildender Speicher zu errichten. Dieser hat das Getreide in jedem, leicht und schnell genau festzustellendem Feuchtigkeitsgrade abzunehmen und mit dem für diese Type (Hektolitergewicht u. a.) geltenden Preise zu bezahlen. Die vielfach örtlich mögliche Verbindung mit der verarbeitenden Industrie — welche übrigens als Speichernebenbetrieb trotz der Kleinheit des Betriebes ebenso billig arbeitet, wie der spezialisierte Mühlenriesenbetrieb — sichert die angemessene Verwertung des Getreides und der Staat wird sich soviel Einfluß darauf sichern können und müssen, um seine Zwecke damit zu erreichen und ohne daß der Verzehr — der wie oben angeführt ja auch einen mit den Jahrzehnten steigenden Anteil an dem Oblandsanbau hat — mit ungebührlichen Brotpreisen belastet werden muß.

